

einandersetzung um die Reformation standen Ablaß, Ordination und die Abwägung Schrift-Tradition im Vordergrund. Auch heute ist die theologische Diskussion nicht beim Heiligen festgefahren, sondern bei einer überholten Physik und bei einer nicht mehr anwendbaren Metaphysik. Wenn aber der Naturwissenschaft nicht geglaubt wird, wenn sie über natürliche Dinge redet, wie sollen wir dann über Übernatürliches diskutieren? (Joh 3, 12)

10. Der traditionelle Schöpfungsbegriff ist still verkümmert

Auf der Linie Aristoteles-Thomas ist Schöpfung die Hervorbringung einer Sache ihrer gesamten Substanz nach. Entweder der Schöpfungsbegriff bleibt aristotelisch klar und definiert; dann bleibt Gott ein innerweltlicher Dämon, der am Anfang einer natürlichen Kausalkette sitzt. Die Welt bleibt ein deistisches Monument, signiert („Deus fecit“) und datiert (6000 v. Chr.). Oder die Wirkursächlichkeit wird auf die Alternative Existenz-Nichtexistenz einer Substanz extrapoliert; dann verliert die Ursachenlehre ihre begriffliche Anwendbarkeit, wir werden auf archaische Vorstellungen des Hervorbringens zurückverwiesen, wobei wir noch davon absehen, daß das spontane Entstehen und Vergehen von Substanzen zum täglichen Brot der Elementarteilchenphysik gehört. Die Konstruktion einer kosmischen Hackordnung gemäß 1 Mose ist ein historischer Kompromiß, läßt sich nicht wirkursächlich interpretieren, kann nur durch die Anbringung herrschaftlicher Marken aufrechterhalten werden, und das nicht auf Dauer. Viel zielführender ist der Leibnizische Ansatz, sich zu überlegen, warum etwas eher so als anders ist. Die prästabilierte Harmonie kann dann zwanglos als göttliche Güte, Weisheit und Vorsehung interpretiert werden.

11. Das Grundübel ist der Manichäismus

Jede theologische Diskussion ist von Anfang an ausweglos, wenn sie sich mit einem saduzäisch-manichäischen Pessimismus konfrontiert sieht, der das Reich Gottes auf einige geweihte Personen und Geräte reduziert, aber jede Materie, jede produktive Arbeit

und den schlichten Umgang mit Menschen und auch die Verstorbenen dem Teufel anheimstellt. Diese Kombination von ägyptisch-jüdischer Priesterkaste, trostlos-hellenistischem Schicksalsglauben und etruskisch-römischem Tabu-Kult läßt der Frohbotschaft von der Erscheinung und Zuwendung Gottes keinen Raum und reduziert das Gottesbild auf einen zwar strengen, aber ohnmächtigen Herrn. Einem Naturwissenschaftler widerstrebt es, über einen so verkümmerten Gott zu diskutieren. Denn er geht bereits von der Struktur und dem Funktionszusammenhang des gesamten Kosmos aus, und er denkt gar nicht daran, die depressive Feindseligkeit in eine Welt hinauszutragen, die nur im Gehirn von Manichäern existieren kann.

Alois Bajsić

Philosophische Gedanken zur Evolution

Mit den folgenden Überlegungen zur Evolution wollen wir der Frage nachgehen, wie unser Denken über die Welt mit dem Denken über den sich offenbarenden Gott in Einklang zu bringen ist. Beide Erkenntnisse sind der Vertiefung fähig, und in beiden müssen wir mit Analogien aus unserer unmittelbaren Erfahrung arbeiten.

Die geglückte Synthese des Mittelalters,

die das Naturbild des Aristoteles mit den Aussagen der Bibel zu verbinden verstand, war vielleicht schuld daran, daß sich mit der Zeit das Gefühl der Endgültigkeit einstellte und daß man seit dem 17. Jahrhundert von seiten der Theologie der Methode und den Ideen der neuen Naturwissenschaft ziemlich ratlos gegenüberstand.

Es war der Vorteil des aristotelischen Weltbildes, daß es teleologisch angelegt war: Die Ziele sind es, die den Gang der Welt bestimmen. Das Paradigma des Geschehens ist das menschliche Handeln: der Bildhauer schafft, von der Idee getrieben, aus der Materie des Marmors die Form der Statue. Die Gesamtheit der veränderlichen Dinge benimmt sich,

nach Thomas, wie die Bürger des menschlichen Staates: jedes Ding strebt seiner unveränderlichen Natur gemäß nach seinem Ziele; aber es würde in der Natur ein Chaos entstehen, wenn es nicht übergeordnete Intelligenzen (die Sterne bewegenden Engel, die die Veränderungen in der sublunaren Welt mitbewirken) gäbe, die für die Ordnung in der Natur nach dem Plane Gottes sorgen. Gott und Engel sind also in die Physik eingebaut und aus dem geordneten Wirken der unvernünftigen Wesen erkennbar.

Es ist kein Zweifel, daß sich der Mensch in solch einer Ordnung wohl aufgehoben fühlen mußte und daß sich solch eine Welt mit der einfachen menschlichen Sprache der Bibel gut in Einklang bringen ließ.

Die Sprache der Mathematik

Entscheidendes geschah im 17. Jahrhundert durch die galileische Konzeption der Natur als der „reellen“ Geometrie, d. h. als der Gesamtheit der Bewegungen der Körper im Raum, die sich mathematisch vollkommen erfassen läßt. Galilei trennt endgültig die Naturwissenschaft von der Theologie. Es wird von der Offenbarung Gottes gesprochen, aber die Offenbarung in der Natur ist Offenbarung in der Notwendigkeit: sie ist in geometrischen Figuren geschrieben: die Natur ist nur dem Mathematiker zugänglich. Die Offenbarung in der Bibel, in der Gnade, erniedrigt sich dagegen zur ungenauen Sprache des einfachen Menschen und bedarf daher der Deutung. Im Falle eines Konflikts des Theologen mit dem Naturwissenschaftler muß sich der Theologe anpassen, da der Naturwissenschaftler seine notwendigen Erkenntnisse in der exakten mathematischen Sprache nicht ändern kann. Die Mathematik, wie die Logik, gründet im Wesen Gottes, nicht in seinem Willen – daß der Gott der Bibel auch der Gott der Philosophen ist, ist eine charakteristische Haltung der katholischen Kirche –, und so erhält die Natur etwas Notwendiges und irgendwie Göttliches.

Die Mathematik kennt jedoch keine Ziele, und ihre Sprache ist von der Sprache der Bibel weit entfernt. Auch der Mensch wird mit der Zeit auf die Quantität und Bewegung seiner physischen Teile reduziert. Die Maschine wird zum Paradigma der Welt. Die Theo-

logie und die Naturwissenschaft haben jetzt völlig verschiedene Methoden und gehen auseinander, aber die Erfolge der neuen Physik scheinen ihre Voraussetzungen zu bestätigen.

Noch lange Zeit, bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, wehrt sich das Reich des Lebendigen mit seiner – allzu selbstverständlichen – Teleologie gegen die Bemühungen der „Mechanizisten“, es mit der bloß quantitativen Welt des Anorganischen gleichzusetzen.

Die Unterwerfung des Lebens unter die Naturwissenschaft

Charles Darwins Deutung der Entstehung der Arten durch die natürliche Zuchtwahl – das Modell wurde von Gärtnern und Viehzüchtern geliehen – wurde so bereit aufgenommen, weil sie mit dieser letzten Teleologie in der Natur aufräumte und die Natur völlig der naturwissenschaftlichen Methode zugänglich machte. Die Beständigkeit der Art geht nicht auf die aristotelische Natur – hervorgegangen in der Schöpfung aus der Idee in der göttlichen Vernunft – zurück. Es ist die Umgebung, die die sonst fließende Variabilität der Nachkommenschaft regelt und sie relativ beständig hält, solange sie selbst beständig bleibt. Die „Zweckmäßigkeit“ ist von niemandem beabsichtigt; sie ist das Resultat des Zufalls in der Anpassung. Die Harmonie in der Natur ist keine Folge einer über sie waltenden Vernunft, sondern ein relatives Gleichgewicht gegeneinander strebender Kräfte.

Heute ist dieses Bild bei weitem nicht mehr so einfach, da Darwin die späteren Erkenntnisse, vor allem der Genetik und der Molekularbiologie, fehlten. Man müßte heute zwei Modelle unterscheiden: die individuelle Entwicklung, die durch eine Art Entelechie, hauptsächlich das Genom, fixiert in den berühmten Fäden der Nukleinsäure, vorbestimmt wird, und die genetischen Veränderungen, die durch Mutationen, zufällige „fehlerhafte Abschriften“ des genetischen Code, und die natürliche Auswahl neue Lebensformen hervorbringen. In diesem zweiten Fall bleibt das Schema der natürlichen Selektion weiterhin gültig.

Wir gehen hier nicht die Frage an, ob diese Vorstellungen die tatsächliche Ausfächerung des Lebens völlig erklären. Man pflegt aber an einem Modell zu haften, solange man kein besseres gefunden hat.

Teleologie in der Evolution?

Es darf nun sicher nicht vergessen werden, daß die naturwissenschaftliche Methode Resultate hervorbringt, die der philosophischen Deutung vorausliegen. Allzu oft wurden, fast versehentlich – die Daseinsdeutung ist ein unausrottbares Bedürfnis in uns –, die Elemente der wissenschaftlichen Theorien als eine Art der vorsokratischen Arché verstanden. So wurden auch in das Gesamtgeschehen der Evolution gerne nach der Weise der großen immanentistischen Systeme innere „Gesetze“ der notwendigen Ausrichtung auf immer höhere Seinsstufen, auf den „Fortschritt“ hineingedeutet. Ähnliches wurde versucht in einer Synthese mit dem christlichen Gedankengut, indem man in die Evolution eine innere Teleologie einzupflanzen versuchte, um sie als „programmiert“, also als durchdacht denken zu können.

Inzwischen hat sich jedoch das physikalische Weltbild geändert und vom Mechanizismus und Determinismus abgekehrt. Die Zukunft ist nicht mehr restlos aufgrund eines Schnittes durch die physikalische Wirklichkeit zu bestimmen, da die Daten jetzt prinzipiell nicht mehr ganz bestimmbar sind, die Zukunft ist nicht ganz im Vergangenen enthalten. Andererseits hat sich, gerade in der letzten Zeit, der evolutionistische Optimismus verflüchtigt. Der Mensch erscheint, rein biologisch, als Briefträger des Unsinn, da er dazu ausersehen scheint, die genetische Information zu übertragen, die jedoch keine andere Botschaft enthält als die Anweisung, wie man dieselbe Botschaft überbringt, also eine Art des sinnlosen Kettenbriefes.

Es scheint nun vergeblich zu sein, den Sinn der Evolution *entlang* der Zeitfolge zu suchen, ihre früheren Stadien als notwendig auf die späteren angelegt zu denken.

Analogien für den Sinn der Evolution

Wenn wir nach Modellen im menschlichen Handeln suchen – wie sollen wir sonst etwas begreifen? –, so müssen wir etwas subtiler

unterscheiden als bisher. Der Aquinate gebraucht in seiner quinta via das Modell eines Schützen, der wissend den unvernünftigen Pfeil auf die Zielscheibe richtet. Die Handlung besteht jedoch aus zwei Komponenten. Einerseits aus immer zufälliger Bewegung der Arme und andererseits aus dem ständigen Wählen, wobei erst bei der Deckung des Pfeiles mit dem Ziele der Pfeil abgeschossen wird. Wir können uns diese Komponenten auch getrennt denken: Ein Maler könnte einen Unkundigen veranlassen, den Pinsel zu führen und ihm bloß durch ein „Ja“ oder „Nein“ sagen, was er lassen und was löschen soll. Es würde am Ende, zwar etwas umständlich, doch ein Kunstwerk nach der Absicht des Malers entstehen.

Wir sehen da zunächst, daß unser intelligentes Tun nicht ein einfaches Kopieren einer Idee in den Stoff ist, sondern immer ein Wählen unter den Einfällen und Zufällen nach unserer Absicht. Das gilt für jegliche intelligente schöpferische Handlung: Planen, Dichten, Komponieren, Schreiben, Nachdenken, Konstruieren. Es besteht am Anfang eine Intention, aber der Stoff, gerade weil er Stoff ist, muß sich zunächst ausweisen, ob er in unsere Absicht paßt. So hat das Prinzip der Auswahl, das Darwin auf seine Weise auf die lebendige Natur anwendet, weit breitere Bedeutung als eines bloß mechanischen Geschehens. Wenn wir die durch mehrere Generationen erfolgende Entwicklung des heutigen Automobils – es wurden immer Einfälle gewählt – als intelligent bezeichnen, so muß dieser Titel irgendwie auch dem Geschehen in der Natur zustehen.

Das „schöpferische Ja“

Weiter ist es ersichtlich, daß das Wesen unserer intelligenten, „schöpferischen“ Handlung nicht im Manipulieren mit dem Stoff besteht, sondern alleine in unserem „Ja“ dazu, wodurch wir einen Einfall in die Beziehung zu unserer Absicht setzen und ihn dadurch auf eine neue Seinsstufe bringen. Die Kunst ist wirklich das, wozu der Künstler „Ja“ sagt. Dann ist aber auch die Autorschaft einzig auf dieses „Ja“-Sagen zurückzuführen; alles andere kann nur eine Vorbedingung zur Möglichkeit dieser Handlung sein.

Das Geschaffensein ist, wie Thomas sagt, keine Veränderung, sondern die totale Beziehung der Abhängigkeit eines Dinges zu Gott, zum Sein selbst. Wenn wir nun unser Modell der Auswahl auf diese transzendentale Ebene anwenden, erscheint die Entwicklung der Natur als ein ständiges schöpferisches „Ja“-Sagen Gottes zu den Dingen, wodurch sie so sind, daß sie sich als „kompatibel“ mit dem aktuellen göttlichen Seinswillen erweisen, in den auch ihre kategorialen Vorbedingungen „eingerechnet“ werden. Sie dürften nicht so als vorbedacht angesehen werden, da sie nachher in der Entwicklung nur liegen bleiben, denn Gott ist keine bestimmte Stelle in der Zeit; sie werden fortwährend „gedacht“.

Die Welt wäre also keine vorprogrammierte Maschine, sondern eher ein „Nachdenken“ auf das Sein hin, aber so, daß jedes Moment der Entwicklung gerade durch das göttliche „Ja“ seinen besonderen Sinn erhält, der sich nicht völlig auf das „Vor“ oder „Nach“ zurückführen läßt. Erst so ist der Einzelmensch mehr als der Briefträger des Unsinns.

Es gibt so auch keine „privilegierten“ Zeiten, wo schon alles in die Anfänge hineinsteckt wäre, um sich nachher bloß zu „entwickeln“. Die schöpferische Präsenz Gottes fühlt man in jedem Moment. Es wäre so, aus der Bejahung des Stoffes, auch leichter verständlich, warum es „so lange“ brauchte, bis der Mensch auf der Erde mühsam erschien. Wir müssen hier den Gedanken dem Leser weiter überlassen, möchten aber nur noch erwähnen, daß das Moment der göttlichen Auswahl überall in der Bibel anwesend ist. Vielleicht wäre von diesem Gedanken aus ein Gespräch mit der Naturwissenschaft des Lebendigen wieder möglich. Der Mensch müßte aber jeweils so handeln, daß er am Ende selbst gewählt wird.

Leonard Swidler

Der Dialog Dekalog

Grundregeln für den interreligiösen und interideologischen Dialog

Was hier vom Dialog zwischen Religionen und Ideologien gesagt wird, kann auch auf das Gespräch zwischen Theologie und Naturwissenschaft angewandt werden: dieses wird fruchtbar sein, wenn sich die Partner als Gleichgestellte begegnen und wenn sie bereit sind zu lernen, um sich zu verändern.

red

Dialog ist ein Gespräch zwischen zwei oder mehreren Personen abweichender Anschauungen mit dem primären Ziel, daß jeder Teilnehmer vom anderen lernt, um sich zu ändern und innerlich zu wachsen. In einem Dialog muß jeder Partner dem anderen zuhören – so offen und mitfühlend, wie er oder sie es kann in dem Versuch, die Position des anderen so präzise und, situationsbedingt, so weit wie möglich von innen heraus zu verstehen. Solch eine Haltung schließt automatisch die Annahme ein, daß wir an jedem beliebigen Punkte die Position des Partners so überzeugend finden, daß, würden wir mit Integrität handeln, wir uns zu ändern hätten.

Begegneten wir in der Vergangenheit denen, die sich von uns in der religiösen und ideologischen Dimension unterschieden, so versuchten wir gewöhnlich, sie entweder als Gegner zu schlagen oder mehr über sie zu erfahren, nur um effektiver mit ihnen umgehen zu können. Mit anderen Worten, wir traten gewöhnlich jenen, die sich von uns unterschieden, in der Konfrontation entgegen – manchmal mit größerer unverschleierte Polemik, manchmal eher subtiler, aber gewöhnlich mit dem letztendlichen Ziel, den anderen zu überwältigen, weil wir überzeugt waren, daß wir allein die Wahrheit besaßen. Wir sprechen hier natürlich von einer besonderen Art des Dialogs, nämlich des interreligiösen und interideologischen Dialogs. Um ihn stattfinden zu lassen, ist es nicht ausreichend, daß die Dialogpartner ein religiöses oder ideologisches Thema diskutieren, das heißt ein Thema, welches sich mit dem Sinn des Lebens und richtiger Lebensführung be-